

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

19.1.1919 (No. 3)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 3

Karlsruhe, Sonntag, 19. Januar

1919

Inhalt: Der Kunst- und Kulturrat für Baden. Erläuterungen zu dem am 20. Dezember in Nr. 352 des „Karlsruher Tagblatts“ veröffentlichten Programm. — Zwei Friedens-Neben. Von Dr. Kurt Karl Eberlein. — Kriegsbriefe gefallener Studenten. Von Karl Jobo.

Der Kunst- und Kulturrat für Baden

Erläuterungen zu dem am 20. Dezember in Nr. 352 des „Karlsruher Tagblatts“ veröffentlichten Programm.

I.

Die Notwendigkeit einer geistigen „Verfassung“.

Der Kunst- und Kulturrat setzt sich zum Ziel die „Wahrung der Rechte des Geistes und der Kunst in allen öffentlichen Angelegenheiten geistiger und künstlerischer Art“. Er gibt damit zu verstehen, daß diese Rechte bisher nur schlecht oder gar nicht gewahrt wurden. Er schuldet dafür den Beweis.

Wie sieht die öffentliche Pflege des Geistes und der Kunst bei uns aus?

Wie erfüllt der Staat seine Aufgabe, wo er als Gesetzgeber, Unternehmer und Verwalter in geistigen Dingen auftritt; wo er Schulen, Universitäten, Akademien, Bibliotheken, Museen, Theater fördert und unterhält; wo er Lehrer, Beamte, Schauspieler, Orchester für sie besoldet; wo er durch Errichtung von Bauten und Denkmälern Künstler beschäftigt? Berufstätige Künstler, Philosophen und wissenschaftliche Fachmänner, um von ihnen über die geistigen Grundtatsachen und Grundbedürfnisse unterrichtet zu werden und danach eine einheitliche geistige Verfassung für alle Gebiete zu entwerfen? Vegt er diese Entwürfe einer Vertretung der verschiedenen geistigen Parteien und Interessen zum Beschlusse vor? Sorgt er dafür, daß das Beschlossene durch Sachleute und Sachverständige der verschiedenen geistigen Gebiete durchgeführt wird, daß eine sachgemäße Verwaltung dieser Gebiete von der zentralen Regierungsstelle bis in die untergeordnete spezielle Stelle erfolgt? Verlangt er Rechenschaft darüber, wie seine Verordnungen durchgeführt werden, wie seine Theater, Universitäten, Schulen arbeiten, welche Erfolge oder Mißerfolge sie erzielen? Gibt er sich selbst von Zeit zu Zeit darüber Rechenschaft, ob die von ihm eingeschlagene Bahn richtig, das von ihm Bevordnete den Verhältnissen nach noch gültig und der Gesamtheit der Nation zuträglich sei?

Nichts von alledem geschieht.

Das oberste Gesetz ist für den Staat in geistigen Dingen anscheinend das Schenklassen, das Bestehenlassen des Vorhandenen, historisch Gewordenen, mag das Bedürfnis, dem es entspringt, seit langem auch nicht mehr gelten. Unser Zustand ist dabei eine Mischung von Anarchie im großen und Tyrannie im einzelnen und Kleinen; das Ganze geschützt durch einen Konservatismus um jeden Preis.

Von einer sinnvollen Verfassung des Ganzen kann keine Rede sein. Auf jedem einzelnen Gebiet herrscht die Verfassung oder Verfassungslosigkeit, die der zufälligen historischen Herkunft seiner Einrichtungen entspricht. Die Verfassung der Universität stammt aus dem Mittelalter und ist niemals nach modernen Bedürfnissen von Grund aus revidiert worden; was als neu hinzukam, wurde, so gut es ging, hineingepreßt, so daß sich hier das Nebeneinander von Altem und Neuem, von Tyrannie und Anarchie im Kleinen zeigt, das die staatliche Kulturfürsorge im großen kennzeichnet. Die Einrichtung des Theaters und Museums fußt heute noch auf den Bedürfnissen der Fürsten und Höfe des 17. und 18. Jahrhunderts und der ihnen gemäßen Ken-

ne- und Luxuskunst. Ähnlich steht es mit der Kunstakademie, die auch heute noch auf dem lehr- und lernbaren Kunstbegriff der Renaissance sich aufbaut, den ihre Gründer hatten; ähnlich mit der einzigen kulturellen Schule, die wir haben, dem Gymnasium, das seinen Bildungstoff und seine Bildungsmethode aus der klassizistischen Epoche hereschreibt.

Infolge solcher verschiedener Herkunft sind diese Institute mit der staatlichen Gesetzgebung, Verwaltung und Aufsicht auch in verschiedener Weise, teils mehr, teils weniger eng, verknüpft. Die Universitäten und Akademien haben eigene Verwaltung, die Universitäten sogar eigene Gerichtsbarkeit. Trotzdem ihnen der Staat den finanziellen Unterhalt gewährt, steht ihm eine wesentliche Kontrolle oder Förderung ihrer Leistungen nach der bisherigen Übung nicht zu. Bei Berufungen hat er zum Teil kein Vorschlagsrecht, sondern nur ein Bestätigungsrecht: über die Aufnahme in den Lehrkörper der Universitäten und Akademien entscheidet letzten Endes eine Oligarchie, gegen deren nicht verfassungsmäßige aber tatsächliche Macht auch die beste wissenschaftliche oder künstlerische Leistung den Zutritt oder die Anerkennung und Beförderung nicht zu erzwingen vermag. Das Theater, soweit es vom Staat oder von der Stadt unterhalten wird, muß wohl finanziell, aber nicht geistig und kulturell Rechnung über seine Leistung ablegen; ebensowenig gibt es für Staat und Stadt eine geistige und sachliche Kontrolle über die Bilderanschaffung der Museen, über die Bücheranschaffung der Bibliotheken: der einzelne Theater-, Museums-, Bibliotheksdirektor hat in geistiger Beziehung völlig freien Spielraum und erkennt keine geistige Instanz über sich an — die Kunstkommissionen in ihrer heutigen mangelhaften Zusammensetzung können als solche geistige Instanz nicht gelten. Anders steht es nur mit der Schule, über welche der Staat, in Folge der Wichtigkeit ihrer praktischen Fächer, ein ausgebautes Verwaltungs-, Ordnungs- und Aufsichtswesen ausübt, von dem auch geistige Dinge, bis zum Gewissenszwang hart, mit betroffen werden.

Die Schule ist insgedessen auch das einzige dieser Institute, das im Kultusministerium durch Sachleute vertreten ist; wenn auch nur durch Sachleute für die praktische Seite des Unterrichts, durch Pädagogen; während für das Geistig-Kulturelle eine irgendwie zuständige Vertretung auch hier nicht vorhanden ist. Dagegen ist zum Beispiel das Theater- und Musikwesen überhaupt nicht, das Kunst- und Universitätswesen nicht durch Sachleute, sondern durch juristische Beamte im Ministerium vertreten, durch Referenten, die von Kunst und Wissenschaft hier und da vielleicht durch zufällige persönliche Neigung oder Begabung etwas verstehen, von Beruf wegen ihnen aber gänzlich fremd sein müssen und es daher in der Regel auch sind. Dasselbe gilt von dem höchsten Beamten, der die Verantwortung für die kulturellen Leistungen des Staates trägt, dem Kultusminister: er ist ebenfalls kein Mensch, der seinen Fähigkeiten oder Leistungen nach mit Kunst und Kultur irgend etwas zu tun hat, sondern einer, der im eigentlichen Sinne von dem, was er zu vertreten und zu verantworten hat, nichts zu verstehen braucht: er war bisher ein Jurist; in Zukunft wird er ein Parlamentarier sein.

Noch viel stärker kommt diese Unterordnung der kulturellen Fragen unter die Fragen der Parteipolitik und -taktik zum Ausdruck, wenn man die letzte Instanz betrachtet, die über Kunst und Kultur zu entscheiden hat, der gegenüber der Kultusminister ja nur das ausführende Organ ist: die gesetzgebende Körperschaft, das Parlament; alle politischen Parteien und wirtschaftlichen Interessen sind in ihm vertreten, aber keine geistige Partei, kein künstlerisches oder kulturelles Interesse. Und doch wird hier auch über die Lebensbedingungen des Geistes entschieden, wird das geistige Angeficht der Nation, soweit es sich öffentlich zeigt, in allen seinen Zügen bestimmt.

Aus den Tatsachen, die wir, bloß berichtend, hier angeführt haben, geht mit voller Deutlichkeit hervor, was wir, im Gewohnten befangen, uns bisher nicht einzugehen wagten: daß der Geist in seinen eigenen Angelegenheiten bei uns weder Recht noch Stimme hat, daß er von der Gnade und Stimmung der politischen Parteien, von dem guten Willen und dem im besten Falle dilettantischen Verständnis juristischer Beamter abhängig ist; daß er, mit einem Worte, dem Zufall preisgegeben ist.

Was ist gegen diesen über allen Ausdruck unwürdigen Zustand zu tun?

Im bisherigen Obrigkeitstaate hätte es nur eine Lösung gegeben: Gegenüber der Unzugänglichkeit und Unnahbarkeit der staatlichen Behörden, die dem Volk als gottgewollte, unabänderliche Einrichtungen einer ihm nur als Herr gegenüberstehenden Macht fremd und fast feindlich waren, gegenüber der Verständnislosigkeit und Beschäftigung der mit jener Macht immer bloß unterhandelnden Parteien hätte das geistige Leben endgültig auf jede Vertretung durch den Staat und seine Einrichtungen verzichtet müssen: es hätte sich für sich organisieren und als eine Gemeinde von Gleichgesinnten zusammenschließen müssen, die, gleich einer privaten Religionsgesellschaft, zunächst im kleinen Kreise die ihr entsprechenden Formen der Kunst- und Geistespflege verwirklicht hätte, bis es ihr gelungen wäre, die öffentliche Anerkennung und Duldung des Staates als ein Bekenntnis unter andern zu erlangen. Das wäre ein langer und entscheidungsvoller Weg gewesen, und er hätte den Nachteil gehabt, daß zu den vielen geistigen und kulturellen Spaltungen unsres Volkes eine neue getreten wäre.

Jetzt hat sich mit einem Schlag das Verhältnis des Volkes zum Staat von Grund aus verändert: der Staat ist nicht mehr die den Einzelnen für ihre Zwecke verbrauchende Maschine, sondern er ist nichts andres als das seiner bewußt gewordene, seinen eigenen Willen und sein Gesetz ausprechende Volk selbst. Dieser Staat wäre unvollkommen und krüppelhaft und nicht das höchste Kunstwerk, als das er kürzlich in schöner Begeisterung bezeichnet worden ist, wenn nicht die Kunst und Kultur des Volkes selbst in ihm ihren souveränen Ausdruck, ihre nur dem schaffenden Geiste verantwortliche Vertretung und Ausgestaltung in allen geistigen Einrichtungen fände.

Freilich muß diese Kunst und dieser Geist, der das ganze Volk vertreten und einigen soll, anders aussehen als die Kunst der Reichen und Bevorzugten in unsern Theatern, Museen, Akademien und Ausstellungen, als der Geist der Fachgelehrten und Spezialisten in unsern Schulen und Universitäten bisher aussah und noch aussieht. Nur die große, einfache und volksmäßige Kunst, nur die schöpferische, lebendige, anschauliche Wissenschaft der Jahrhunderte, der unser Volk durch den Zustand seiner Kunst- und Bildungsstätten bisher entfremdet war, ist berufen und fähig, zu allen zu sprechen und zur wahren Kultur zu einen.

Daß hierzu aber die Einbeziehung der Kunst- und Geistespflege in die Verfassung nötig sei, und zwar in grundlegend anderer Weise als bisher, das weiß man heute scheinbar immer noch nicht. Denn: welche Partei hat, außer der allgemeinen Versicherung, daß sie um Volkskultur sich kümmern werde, ein ausgeprochenes geistiges Programm zu ihrem politischen Gefühl? Welche staatliche Stelle hat anerkannt, daß die bisherige Ordnung der Dinge keine Ordnung war, daß überhaupt irgendwo etwas reform- und änderungsbedürftig sei? Wo ist die grundlegende Forderung verwirklicht oder nur ausgesprochen worden, daß statt unverantwortlicher politischer und beamtlicher Organe geistig verantwortliche und künstlerisch urteilsfähige Menschen die Selbstverwaltung in geistigen Dingen anzuknüpfen hätten?

Solange solchermaßen alles beim Alten bleibt, ist ein Provisorium nötig, das die geistigen Errungenschaften der Revolution dem auch in geistigen Dingen mündig und berechtigt gewordenen Volke wahr. Der Kunst- und Kulturrat will dieses Provisorium sein. Er wird seine Tätigkeit für überholt und überflüssig erachten, sowie eine geistige Verfassung nach den oben dargelegten von ihm vertretenen Grundsätzen einer volksmäßigen Geistespflege durchgeführt und Gesetz geworden ist. Bis dahin — und das mag nach den heutigen Aussichten immerhin noch eine Weile dauern — wird er, zwar noch außerhalb der Regierung, aber doch hoffentlich im Bunde mit ihr, die Rechte des Geistes und der Kunst durch Aufklärung über die bestehenden unhaltbaren Zustände, durch Vorschläge und praktische Versuche zu ihrer Besserung, zu wahren versuchen. Er will dazu alle schöpferischen Geister des Landes sammeln, und rechnet dabei auf die Mitwirkung des gesamten freiheitlich gesinnten, nach Geist und Kultur verlangenden Volkes.

Zwei Friedens-Reden.

Von Dr. Kurt Karl Eberlein.

Ich verweise mit dem Folgenden auf zwei alte Friedensreden, die als neugedruckte Bändchen der neuen „Hamburger Presse“, von der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. in 500 Exemplaren gedruckt, noch im Kriegsjahre 1918 erschienen sind. Der schöne, geschmackvolle Neudruck verdient allen Beifall, der edle Wert der seltenen Bändchen besondere Besprechung und Empfehlung. Die gegebenen Proben mögen die Freunde solcher Denkart aufrufen, ehe die kleine nummerierte Auflage ganz vergriffen ist!

I.

Der Dreißigjährige Krieg tobte durch Deutschland. Noch immer wollte dies blutige Elend nicht enden. Deutschland, das arme Herz Europas, schien, durchbohrt von den Schwertern der christlichen Regenten, endlich sterben zu müssen. Da erklang im Lärme der Zeit die helle, jugendliche Stimme des Friedens. Ein schöner Knabe sprach „sehr beherzt und nachdrücklich mit sonderbarer Geschicklichkeit“ die Friedens-Rede, die zu Hamburg bey To-

bias Gundermann erstlich gedruckt im Jahre 1640 erschien*). Diese Friedensrede eines „wolgehaltn fünfzehnjährigen Edlen Knaben“ namens Paris von dem Werder ist gehalten worden an unterschiedenen fürstlichen Höfen: In großen prächtigen Sälen; sonderlich aber zu Herbst im Gymnasio nach vorgangener Musick / auf etwas darzu erhabenem / und mit Teppich belegtem und Blumen bestreutem Orte: An einer nahe daran zur rechten Hand stehenden schön gedeckten kleinen Tafel: Unter einem nidrigen von grünen Mayen erbautem Himmel: In zierlicher reicher Kleidung / unnd güldenem Kette / gekrönten Haupt / mit einem schönen vergüldeten Ohrläpper-Kranze: Mit wolerhobener / widerstehender / und zu rechter Zeit veränderter Stimme und Aussprache: Auch unzählich vielen / sich hierzu wolsügenden Bewegungen der Augen / der Hände / der Arme / der Tritte / der Stellungen und anmüthigsten Sitten und Wesen des ganzen Leibes: In trefflicher Bewunderung aller Höfen und anderer Anwesenden / so alle einhällige und beständige lobspredende Zeugen seyn / daß diese Handlungen so lieblich anzuschauen als kräftig und beweglich zu hören gewesen / auch würdig / daß sie von allen kriegenden Potentaten der Christenheit persönlich geschauet und angehört werden möchte. Nach vollendeter Rede ward dieses ansehnliche Werk / mit voriger lieblichen Musick / wider beschloffen.“ Noch glauben wir den holden Redner zu sehen, der in der Person des Friedens zu klagen und zu reden auftrat, wie er heute wieder „von uns befragt / verjagt / und ins Elend in die weite Ferne / und zwar auf eine lange Zeit / ohne Ziel / an jeho verwiesen und verbannet ist.“ Der junge Paris tat seinen Fürtrag trotz aller Gelährtheit nicht in Lateinischer oder anderer frembden Sprache, sondern Teutsch. „Teutsch darumb / weil diese Sache Teutschland am meisten jeho betrifft.“ Klagen und weinend wendet er sich an jene Hörer: was kann man aber über euch ganz unsinnige und witzende Teutschen anders thun / als Thränen vergießen.“ Auf die harmonische Ordnung der Gestirne, der Elemente, des Leibes, der Natur überhaupt verweisend, zeigt er den Widersinn des kriegerischen Menschen: „andere Thiere bringen ihr Gewehr mit auf die Welt / der Mensch allein wird wehr- und waffenlos geboren.“ Bei Menschen und Christen, bei Fürsten und Städten, bei Gelehrten und Geistlichen, bei Eheleuten und Kindern, nirgends ist der arme Friede willkommen, nirgends zu finden. Und doch hat ihn einer geliebt und gepriesen, der Fürst des Friedens, Christus, dessen Gruß war: Friede sey mit Euch. Und doch tobt der christliche Krieg wieder um das Kreuz. „O, der unerhörten Schand! Und auf daß ihr mit den Lastern krieges soltet / so machet ihr mit denselben / wie auch mit dem Türcken / Frieden / und krieget Christen mit Christen / Catholische mit Catholischen / Evangelische mit Evangelischen / Lutherische mit Lutherischen / Reformirte mit Reformirten.“ Gegen die Fürsten, die Glieder des christlichen Leibes, wendet sich sein Zorn und Spott mit allen Künsten der Logik, Rhetorik und Witze, gegen die Sophistik des Religionskrieges, gegen seine Führer und Soldaten. „O, der elenden Bluts der jetzigen Krieger!“ Den „Ursprung dieses Kriegs-Brunnens, die Bündnisse und Schwägerschaften“ der Großen, will er verstopfen als ein beherzter und unerschrodener Friede: „Ich der Teutsche Friede allein bin Mannliches Geschlechts / darum greiffe ich der Sache ans Herze / ich bringe eine nähere, engere und absonderlichere Ursache dieses Krieges für: Ich sehe diesen Krieg an / nicht wie er zufälliger Weise / gut / sondern wie er / für und an sich selbst / Sünde ist / und die allergrößte Missethat / so jeho in der Welt im Schwange gehet: Ich sehe ihn an / wie meinen abgesetzten Feind / und einen Widersacher Gottes. Ich der Edle Friede / gehe einher / in der Krafft des Herrn / und tretete Euch gar grossen Herren wolgemuth unter Augen / bey Euch finde ich die nächsten, engsten, absonderlichsten und stärksten Ursachen dieses Krieges / und nicht bey allen Herren in gemein / in euch ligt der stärkste Quell alles Übels verborgen / Euch allein — und nicht den geringern / viel weniger aber dem gemeinen armen Hauffen mässe ich die nächste Schuld alles dieses erschrocklichen Unheyls bey; dann die sie machten die erste Stunde Friede / wann es bey ihnen bestünde.“ Fast vergißt sich die Zeit dieser Anklage, wenn man hört: „Einem jeden unter euch dünket seine Sache sey die beste, denn jeder will einen andern Frieden, wie derselbe zu seinen höchsten Ehren / unschätzbaren Gewinn und Nache / hergegen seinem Gegentheile zu höchster Beschimpfung unwiderbringlichen Schaden und Nachtheil gelangen und ausschlagen möge.“ Alle sind sie gleich schuldwürdig, „dann ein jeder will in diesen betrübten Zeiten in Teutschland fischen / ein jeder will und gedentel bey diesen schwebenden Kriegen im Römischen Reich Meister zu werden.“ Der arme Friede klagt immer wieder: „Euer Reich ist nur von dieser Welt.“ Die Tuba des jüngsten Gerichtes wird aufgerufen. Für alle kommt das Gericht „Weil alle die jenigen / so die Unruhe dieser Welt so hoch lieben / zu meiner ewigen Ruhe nicht kommen und gelangen sollen.“ Der Tod ist nahe.

*) Friedens-Rede / In Gegenwart vieler Fürsten / Fürstinnen und Krätzelein / auch großer Anzahl Hochadelicher / Gelehrter und anderer vornehmen Manns- Kräten- und Jungkrätzelein Personen: Mit recht abwechselter Stimme und Musik / wie auch tadffern schön bequemen Bewegungen und zierlichsten Gebärden aller Leibes-Gliedmassen. Sehr beherzt und nachdrücklich mit sonderbarer Geschicklichkeit fürspracht und abgelegt durch Paris Von Dem Werder. Ein wolgehaltn fünfzehnjährigen Edlen Knaben. Erstlich gedruckt zu Hamburg bey Tobias Gundermann 1640. Ein zweitesmal gedruckt ebenda In der Hamburger Presse Im Jahr 1918.

Ihr / die ihr jeso so große Tumulte und Parlamente in der Welt anrichtet / werdet bald in die Erde verscharrt werden / und als dann seynd verlohren alle eure Anschläge." Immer wieder wird die Lehre des grossen-Erb-Friede-Fürstis Jesus Christus gepredigt: "Liebet Frieden. Begehret Frieden. Machtet Frieden." Nach solcher Rede bietet der holde Knabe sein Leben, das er gerne dafür hingeb, "das er der Christenheit das Wort geredet und dem Vaterland zum besten die Wahrheit herausgesagt / weil ihnen doch keiner, er sey so hohes Alters und Stands als er wolle / noch zur Belt / die helle Wahrheit unter Augen gestellt hat." Zuguterleht aber erbittet er aller Hörer Hulb für seine Jugend und Schwachheit, bittet um einen Blick "der gnädigen und wolgewogenen Augen" und zum Zeichen des Begehrens gegen sich "eine kleine Neugung der Häupter".

Diese reine jugendliche Stimme des armen Friedens verhallte nicht ungehört. Es war, als hätte in diesem Knaben das gute Gewissen des gequälten Deutschland sich zur uralten Weisheit Christi bekant, die auch heute die einzige ist, die recht behalten hat. Und dennoch tobte noch lange Jahre die Kriegesfurie und tobte immer wieder. Die Friedensrede des jungen Paris von dem Werder klingt wieder auf, zeitlos wie alle Menschenliebe. Die Welt dreht sich. Wir sind die Gleichen geblieben. Wieder ist es der holde Knabe, der als Friede das arme Deutschland beslagt: "O ich unseliger Friede!"

Ich meine wir danken als Leser der neugedruckten Friedensrede "mit einer kleinen Neugung der Häupter".

II.

Die zweite Friedensrede, deren Neudruck auf meinen Rat geschah, ist die "Friedenspredigt an Deutschland, gehalten von Jean Paul", erstlich gedruckt 1808.* Also eine Rede jenes vielgeliebten und berühmten Dichters Jean Paul Friedrich Richter, genannt Jean Paul, der als Schöpfer des "Hesperus", des "Titan", der "Kleefeldjahre" und des "Wuz" einer der ersten deutschen Dichter ist, der trotz mancher neueren Ausgabe und Auswahl immer noch viel zu wenig gelesen und geschätzt wird. Der geistreiche, wunderliche Mann, der als Vorkämpfer eines freigeistigen Idealismus, halb Dichter, halb Gelehrter, damals eine anerkannte Größe für ganz Deutschland war, durfte wohl aus seiner Bayreuther Stille heraus die Friedens-Predigt halten!

Die Zeit war der heutigen nicht unähnlich. Das stolze, alte Deutschland lag am Boden. Der alte preussische Geist war durch seine Zerfetzung dem neuen Geiste Napoleons unterlegen. Not und Armut lehrten ein, und man erkannte, daß Hoffnungen nötiger als Klagen, daß moralische Ansichten wichtiger als politische seien. "Ohne vergangene Not wäre die zukünftige größer geworden, der alte Berg-Schwaben Deutschlands mußte durch Anzünden in reinere Luft verwandelt werden." Der Krieg hatte ausgedonnert, doch tobte noch "der kleine Krieg in der Brust". Ihn deutete der Dichter, da er den wahren Duell alles Unglücks in der menschlichen Natur erkannte. "In jeder Sünde wohnt der ganze Krieg, wie in jedem Funken eine Feuerbrunst." "Der Krieg ist nur der vergrößerte Hohlspiegel der Wunden, die wir so leicht machen, nur das Sprachrohr und Sprachgewölbe der Seufzer, die wir einzeln aussprechen." Der Mensch ist ja immer das Maß der Dinge, er "setze wie der rechte Mensch den Frieden mitten im Kriege, so den Krieg im Frieden fort." Der Glaube an Deutschland rufe "die neuen Fürsten" auf, die Zeit und ihre Pflichten zu erkennen. Sie sollten die Vaterlandsidee pflegen und wuchern lassen, die alte deutsche Redlichkeit, die wie das Moos nur in der Kälte blüht. "Deutschland, das Herz im Jungfrauenbilde Europas, dieses alte ehrliche Herz, das fast alle europäischen Kriege mit ihren Kanonen durchbohrten, jetzt hat es Blut genug verloren! Aber eben in diesem Zustand ist alles Balsam, was nicht Wunde ist, und jede schöne Neuerung zum Vorteil des allgemeinen geistigen und sinnlichen Wohls wird leichter ohne den Widerstand überflüssigen, üppigen Kraftgefühls empfangen; so wie der Landmann mit Vorteil in den Nachttaun und im Nebel säet, oder bei Regenwetter die Blumen versetzt." Jean Paul warnt in weiser Voraussicht den Staat, "eine ewige Kriegserklärung zu organisieren, damit nicht am Ende Pflug und Feder und das Geräte aller Musen nur das Trieb- und Federwerk einer langsameren Kriegsmaschine werden und der Fürst ein Großkultan". Denn was siegt am Ende? "Die Idee — die Idee sei nun Vaterlandsliebe oder Freiheitsinn, oder Ehre, oder Religionstieber, oder die Anhänglichkeit an einen großen Mann, der selber die Freiheit oder ein ganzes Vaterland personifiziert, und der mit dem Geiste die Welt, die Weltwelt, nachzieht." Den Sieg solcher Idee sollte Deutschland, das neue, durch beiden gereifte Deutschland, in den Freiheitskriegen erleben. Er selbst, der Dichter, war wie jene Philosophen, Redner und Künstler einer der großen Erzieher, die dem Volke wieder eine Idee gaben, "denn es muß das Volk selber der Idee zugebildet werden, welche die Siege bringt, und dies geschieht bloß, daß es mehr zu sittlichen Zwecken, als zu Finanz-, Eroberungs- oder Glanzzwecken reanert und erzogen wird." "Die Erziehung zum geistigen Selbstfrieden" des Volkes wird gefordert, die heute wieder so not tut, und die jeder bei sich beginnen muß, der überhaupt erziehen will. "Dies schmähende Selbstrezenzieren und der Selbstzungenentschlag", zwei alte deutsche Laster, belebten den Leichnam des Deutschen Reiches nicht. "Das alte hatten wir früher ver-

loren als unsere Schlachten, und das Neue ist mehr Gegengift als Gift." Doch hatten sich "in der verfallenden Verfassung wie in einem verfallenden Schacht schon neue Goldadern wieder angelegt", wie sie in Kunst, Literatur und Humanität zutage traten. Die Gallomanie des 18. Jahrhunderts, die Anglo- und Germanomanie der folgenden Zeit, alles dies überstrahlte die alte Rechtlichkeitsliebe, denn "Rechtlichkeit verknüpft die Deutschen — eigentlich die Menschen —, und wehe dem, der das Band durchschneidet, woran die Welt hängt und er selber." "Die weltseitigen Deutschen", die so ungern das Einheimische und Nahe nachahmten, könnten nun durch den nahen Gegensatz des französischen Volkes, trotz aller geistigen Gütergemeinschaft, wie in ihrer literarischen Eigentümlichkeit auch politisch-national fortbestehen, weil eine gebildete Nation, gleichgültig, ob siegend oder besiegt, einer gebildeten Nation gegenüber nie einen nationalen Verteilungs-Frieden ermöglichte!" Freilich, es gibt verschiedene Frieden. "Zu oft ist der Friedensschluß nur die letzte Schlacht und die Taube mit Delblatt gleich oft den zwei Tauben, welche man in England den Verwandten nach der Hinrichtung auflegen läßt zum Zeichen, daß der übrige keine Gnade gefunden. Der Krieg verfährt mit seinen Gewalt-Bewegungen auf einige Zeit die Gewissens-Regungen, wie das Erdbeben die Magneteinadel irrig und lügend macht." Aber nicht für immer. "Schnell zusammengepreßte Luft entzündet sich. So würde sich gegen einen gekrönten wilden Jäger alles selber wenden und ihn, nicht ihm jagen." Wie prophetisch wurde hier Napoleons Ende vorausgedeutet! Politische Freiheit und Pressefreiheit werden gefordert. "Man kann jetzt der Wahrheit nur den Hof verbieten, nicht Stadt und Land, hinter den stummen Lippen werden die Zähne knirschen. Man kann Bücher und Autoren an Ketten legen, aber nicht Mienen und Gedanken. Man kann, wenn man jenes tut, denselben Stoff, der sich als Licht mild und still umhergeoffen hatte, zu einer Flamme verdichten, die brausend fortfrischt und niederreißt." Und diese Flamme lobte 1848 und 1918 schrecklich auf, rot und golden in der schwarzen Nacht! Wie der junge Paris von dem Werder, eifert Jean Paul gegen die Laster der Zeit, gegen den "durch Kontribution auf halbem Sold gesetzten Luxus, der alle sittlichen Nachteile bringt", der kein Volksluxus, sondern "Hochstandsluxus war, der das Geld des Volkes verschwendete wie Zeit und Blut". Entbehren heißt das Zauberwort, "denn wieviel mehr kostet die fremde Meinung uns täglich Geld und Sünde, als die eigene". Entfaltungsgesellschaften sollten dem "Knochenfraß des Staates" entgegenreten, die Weiber, nein, die Mütter werden angerufen, die ihre Kinder zur Verschmähung des Scheins und Brunnis erziehen können, um das dunkle deutsche Leben zu lichten. Die Verkommtheit des alten Preußens, die Ehezerüttung der höheren Stände, die Unsitlichkeit Berlins hatte damals die Mitschuld am Zusammenbruch. Die Weichlichkeit und Entnerung jener Zeit läßt des Dichters Forderung der "Geschlechts-Enthaltbarkeit" verstehen. Die Ideen und Dichtungen nennt er die besten Helfer, und wirklich waren die Gestalten seiner Dichtung ein neues, reineres Geschlecht, das noch in jenen empfindsamen Romanen der Spätromantik fortlebte und mit Recht das sittenlose Geschlecht der Philinen und Lucinden bekämpfte. Der Egoismus jener Residenzstädte und Privatärkel ohne Wärme, Geist und Tatenzweck, der an unsere "Gesellschaft" von heute erinnert, wird angeklagt und erklärt. "Krieg und Not verknüpfen notwendiger und fester und die Äquinoktialstürme der Zeit decken das Vaterland wie einen Frühling auf und man sieht wieder das Hoffnungsgrün des teuren Bodens." Nach all diesen feinsinnigen Erörterungen, die ebenso gut 1918 wie 1808 geschrieben sein könnten, finden sich "Bermischte Gelegenheitsprüche" aus dem poetischen Retselkasten Jean Pauls. Sein Geist, seine Phantasie formte immer neue Bilder und Gleichnisse für die Weisheit des Lebens. Nach all den klugen Deutungen und scharfen Klagen hat auch er als wahrer Mensch "Hoffnungen und Aussichten" für sein Volk. Er deutet auf das größere, dreißigjährige Weh der Vorfahren, das uns die erste Friedensrede offenbarte, und verweist auf die ewigen Naturgesetze, die Mut und Hoffnung bestärken: "Euch sollen Ideen statt der Fahre dienen und Gott sei die Ewigkeit. Dann fürchtet, wenn ihr könnt!" Mit politischer "Maschinenmeisteret" wird kein Staatskörper zur Staatsseele, "mit dem alten deutschen Exerzier-, Prügel- und Altfährigkeitswesen, das Greise für Veteranen nimmt, bloß weiße Köpfe für weiße, oder kahle für volle, wird nichts befeelt." Nach der "stärkenden Eisenkur des Krieges" regen sich die Kräfte. "Der Reich Wettesda heilte nur bewegt; zarte Früchte erkreren nicht auf Zweigen, die sich regen. Die Zeit hat uns bewegt. Die echt-kleine Zeit ist die Ebene und Stille, die sich in keine Tiefen und Höhen teilt. O, rechnete und lebte nur jeder nach der Sternenzelt eines geheiligten Heraens, so würde er die rechte Stunde nach außen treffen, daß das gemeine Auchen mit seinen Stadt- und Länderrühren sich doch am Ende nach jener regeln muß." "So schmilzt leht Furchten und Hoffen in einander, Westabend und Ostmorgen, folglich ist das Aufsteigen der Sonne nicht weit. Schafft und hofft! Euch helfen und bleiben Gott und Tod."

Wie damals über den deutschen Musenbergen schon die Morgenröde einer neuen Zeit aufleuchtete hat jenen Verzagenden und Klagen den Dichter mit seiner herrlichen Sprache gedeutet. Und er hat recht behalten! Paris von dem Werder und Jean

* Friedens-Predigt an Deutschland, gehalten von Jean Paul. Samtburger Presse 1918.

Paul, die Jugend und die Dichtung, Herz und Harfe, dies waren die Sternendeuter in dunkler Nacht, die den Frieden Gottes priesen. Heute wieder wollen wir sie hören, die alten und jungen Stimmen des Geistes, die uns das Ewige deuten! Sie heißen uns hoffen! —

Kriegsbriefe gefallener Studenten.

Von dieser Ueberschrift mag sich mancher abwenden aus Schmerz und Grauen über die scheinbar nutzlosen, jugendblühenden Opfer des Krieges, oder auch vor lähmender Uebersättigung mit Kriegsberichten seit über vier Jahren, oder schließlich unter der Wucht der ungeheuerlichen Gegenwartsaufgaben. Allzuvielen zu Tod getroffene Väter oder stillgewordene Mütter werden sich auch sagen, „was sollen mir Briefe von gefallenen Studenten!“ und lesen zum tausendsten Mal das tränenverwischte letzte Briefblatt ihrer Kinder, selbst wenn es ein hilfloses Stammeln oder nur drei Grußworte enthält. . . .

In der Sammlung, die der bekannte Literaturhistoriker an der Freiburger Universität, Prof. Dr. Wittkop^{*)}, in Verbindung mit den Kultusministerien bei Tübingen herausgibt und von der zum Besten der Akademischen Kriegsfürsorge in diesen Tagen ein Bändchen (Preis 2,80 M) erschienen ist, handelt es sich dank ihrer Geschlossenheit und geistigen Einheitlichkeit jedoch um mehr als um persönliche Dokumente. Nicht, weil die Brieffschreiber zukünftige Träger höherer Berufsarten waren oder gar, weil sie etwa eine gesellschaftlich geschichtete Auslese bilden sollen, sondern weil diese Jünglinge aus allen Volkskreisen auf einer bestimmten geistigen Gemeinschaftslinie standen und, was noch charakteristischer ist, zum großen Teil in der maßgeblichen Wandlung vom gärenden Jüngling zu dem den Sinn der Welt suchenden Mann begriffen waren. Jeder denkende Mensch erlebt einmal jenen qualvollen, von allen Sinnen gepethten Tag, an dem er ohnmächtig die Stirn an dem ewig verschlossenen Tor des Weltgeheimnisses und des Lebenssinnes blutig schlägt. Um sich dann in Zerknirschung vor der Unbegreiflichkeit des Erdgeistes — in den kühlen, unabänderlichen Gang der Tagesforderungen einzurufen; zunächst in stiller Bitterkeit, dann in kraftvollem Ernst und Streben. Die ganz Guten und die ganz Schlechten überleben jener Tag der Auseinandersetzung nicht. Aber tausend Jünglingen kam jener Märschtag im Krieg herauf, nicht in der felsam wollüstigen, weil zengerisch geistigen Artung: er kam in Blut und Höllengraus, im methodischen Wahnsinn daher, und der Tod war gleich selbst dabei. Nicht als spielerischer, abenteuerlicher Geselle, nicht als melancholisch süßer Gefährte, er war, gerufen vom menschlichen Überwies, in der fürchtbarsten Gestalt zur Stelle und stieß jahrelang täglich Tausende, Zehntausende in sein Schattenreich. In des Todes Begleitung und in seiner sekündlichen Bedrohung mußte sich die holde, junge Mannschaft des maniakalisch gewordenen Europa mit dem Lebenssinn auseinandersehen. Das Lebensgeheimnis unserer gefallenen deutschen Studenten ward in Gemeinschaft mit Millionen Volksgenossen gewaltiam und grausam entleert: die Liebe zur Heimat, zum Vaterland, zum Weib, zur Wissenschaft, zur Kunst war von ihnen mit dem Tode zu bezahlen! Die Pforte zum Weltgeheimnis ward ihnen aufgetan und führte zu Gott, aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit. Sie sind gefallen, um zu den Sternen erhöht zu werden. Ihren suchenden und tastenden Gedanken ist sofort die äußerste und letzte Tat gefolgt. Sie sind als tragische Idealisten zu Opfern und Märtyrern geworden, diese „Krieger für die Gesamtheit“, wie der Heidelberger Student A. G. Baeth in einem seiner gehaltvollen Briefe seine Kameraden nennt. (In einem andern aus seiner Feder steht auch die bezeichnende Stelle: „Ich sah, daß dieser Krieg alle Friedensbewegung nur verstärken wird durch seine Schrecklichkeiten“, und dann fünf Tage vor seinem Tod: „Ich glaubte es und glaube es noch, daß in unserm Volk der Kern und die ganze Entwicklungslinie auf den Friedensgedanken und das Weltbürgertum hingeht.“)

In bestimmter und ausgesprochener Richtung geben die Studentenprediger aus dem Jenseits wertvolle Typen und Sinnbilder des ganzen deutschen Volkes. Daß Wittkop den sich so fruchtbar erweisenden Gedanken, Studentenbriefe als Ehrendenkmal und als posthume Beispiele wert- und hoffnungsvoller jünger Persönlichkeiten zu sammeln, in so glücklicher und rein geistig bestimmter Weise aufgegriffen hat, ist sein hohes Verdienst. Möge seine im Vorwort ausgesprochene Erwartung, daß die Briefe zu einem Sporn für ein neues, weltversöhnendes Recht und Verständnis im Leben der Völker werden möchten, sich erfüllen.

Der von dunkeln Mächten in Gräbern scheinbar verschüttete deutsche Jugendgeist wird die Hügel durchbrechen und das „Stirb und Werde“ zum Leitstern der Gesamtheit werden. Dann ist die

^{*)} Außer der in Kürze erscheinenden Vollaussgabe der Kriegsbriefe gefallener Studenten ist noch ein zweiter Band in Aussicht genommen. Eltern, Geschwister und Freunde gefallener Studenten bittet der Herausgeber, Dr. Philipp Wittkop, Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte in Freiburg i. B., um Ausendung von Abschriften derjenigen Briefe, in denen Erlebnisse und Kämpfe, Seelenkämpfe und Reflexionen besonders zum Ausdruck kommen. Familienangelegenheiten können in der Abschrift fortbleiben.

letzte, aber eindringlichste Lehre und das heilige Vermächtnis der Gefallenen befolgt.

Wie unser heutiges Kriegsfolgeschicksal zeigt, ist das Sterben nicht um eines äußeren Waffensieges, sondern um einer weltentzündenden Umwälzung und Erneuerung willen über uns gekommen. Es ergibt sich, daß die Höhung des Deutschtums aus dem Geist und der Seele des Volkes und nicht aus dem Generalstabswahn erfolgen mußte. Das war schon seit dem zweiten Kriegsjahr den gezwungen „Stillen im Lande“ und denen im Feld gewiß. Auch zahlreiche Studentenbriefe bezeugen es. Bei der nunmehr freigewordenen Beurteilung, d. h. Verurteilung, der fanatischen Verschwendung wertvollsten Volkstums, wie sie in erbarmungslosem Maß insbesondere bei den Angriffen der Freiwilligenregimenter um Ppern verübt wurde, drängt sich dieser Gedanke nun doppelt schmerzhaft ins Bewußtsein. Ein Trost bleibt angesichts der Opfer, von denen die erschütternden Bekenntnisse und liebewarmen Episteln deutscher Hochschüler einen überaus bezeichnenden Ausschnitt und damit ein Geistesbild des deutschen Volkes überhaupt geben: Wenn auch Deutschland als nach außen durch die Materie wirkende Macht auf lange Zeit hinaus tödlich getroffen ist, ihm blüht als geistigem Volk mit solcher Jugend in neuer, noch nicht erkennbarer Gestalt doch eine Weltaufgabe. Soll der Traum von Deutschlands Größe zur Wirklichkeit gedeihen, so wird sie nicht mit Granaten und Giften, sondern mit geistigen Waffen erkämpft werden müssen.

Karl Joho.

Brief des Walter Stoa, stud. arch., Karlsruhe
(geb. 16. Mai 1894 in Berlin, gef. 26. Juni 1917 vor Ppern).

1. Mai 1917.

Meine liebste Mutter!

Das ist ein ernstes Geburtstagsfest für Dich, während beide Söhne mitten im größten Kriege aller Zeiten stehen! Aber etwas Tröstliches haben die Zeichen dieser Zeit. Trübt nicht alles, so stehen wir an einer Weltenwende, als ging es mit Riesenschritten dem Fortschritt zu! Nach all den Greueln dieser Zeit kommen wir da nicht, wie Gorki so schön sagt, in ein Zeitalter der Menschenliebe? Macht die Demokratie nicht jetzt schon in allen Ländern der Erde Riesenschritte! Es wird, es wächst, alles was Du in Deinen Träumen Dir ersehnt, was Du als Ideal schon lange hast vor Dir leuchten sehen! Wie herrlich wäre es, diese schöne Zeit mit zu erleben und in ihr zu immer weiterer Veredelung des Menschengeschlechtes zu arbeiten! Was schadet es, wenn dies köstliche, Wunderbare nur durch das Opfer unserer Generation einträte! Nur aus dem Tod wächst neues Leben, und über Leichen führt der Weg zur Freiheit. Sonst waren wir so wilde Dramatik nur auf dem Theater gewohnt, jetzt führen wir selbst als handelnde Personen das erschütternde Drama der Weltgeschichte auf. Diese schwere Aufgabe, die uns da zufällt, müssen wir hochgemut erfüllen. Das gibt diesem Frühling so etwas Trostreiches, er scheint zum Völkerfrühling zu werden, und sollte eines Deiner Kinder ihn nicht mehr erleben, dann wirst Du die ganze Liebe und die ganze Kraft, die Du ihm schenktest, der Menschheit, der ganzen kommenden Generation zuströmen lassen und in unermüdlichem Kampf für die höchsten Ideale werben. Sollten wir das alles erleben, dann um so schöner, aber auch im anderen Falle wirst Du inneres Glück im Beschreiten dieses Weges finden. Sieh, was ist denn der Tod gegen alle Leiden dieser Welt! Nur ein Hauch, das Auslöschen eines Lichtleins. Wie beneide ich oft meinen Freund, den nun schon 24 Jahre der Rasen deckt. Sein Geist lebt ja weiter in seiner Mutter, in seinen Freunden, in mir. Es ist der edle Geist eines Sokrates, eines Gorki, einer Malvina von Mensenburg, eines Tolstoi, ein Geist, der immer über uns schwebt und der unsterblich ist. Was an uns Menschen nicht von diesem Geiste ist, sind Schlacken und wert, unterzugehen. Liebste Mutter! Ich erlebe vielleicht jetzt einen dritten flandrischen Frühling. Ich werde ihn mit allen Fasern in mich aufnehmen, und sollte ich nicht mehr aus diesem Kriege heimkehren, dann scheide ich in der frohen Bewußtheit, daß der edle Mensch in mir weiterlebt in Deinen Taten, im Völkerfrühling, Boden, aus dem die neue Saat erproben soll. Erlebe ich aber den jungen Tag, dann wollen wir in gereinsamer Arbeit den Gotteskempel, zu dem wir doch unsere Erde machen wollen, bauen helfen. Welch Glück wäre das, welche Banne. Das ist mein diesjähriger Geburtstagswunsch für Dich, liebste Mutter, daß Du die Stärke finden mögest, körperlich und geistig fest im Sturmwind dieses Jahres zu stehen und umgebengt in die goldene Friedenszeit hineinschreiten zu dürfen.

Dieser Brief ist in den letzten Stunden des ersten Mai während der Nachtwache geschrieben. Möge der heilige Tag der Menschheitsverbrüderung meinen Worten die rechte Weihe geben, daß sie Taten werden und Dir Freude und Trost in dieser schweren Zeit.

Es umarmt Dich in innigster Liebe

Dein Walter.